

Close Talking statt Smalltalk

20.1.2018, 05:30 Uhr



(Bild: P. Tourneboeuf/Tendance Floue)

Wenn man sich über etwas klarer werden wolle und Nachdenken allein nicht helfe, so Heinrich von Kleists Rat an seine Leser, lohne es sich, mit dem nächsten Bekannten darüber zu sprechen. Denn Gedanken verfertigten sich allmählich beim Reden.

Nicht nur Dichter des 18., auch Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts setzen auf diese Methode, wenn sie, wie etwa Werner Heisenberg, ein Sich-Heranreden zur Technik im Umgang mit einer noch diffusen Idee machen. In dieser Phase lehnte Heisenberg die Sprache der Mathematik ab. Man tastete sich vor, versuchte sich gegenseitig zu verstehen, wobei es vor allem darum ging, «den Ball im Spiel zu halten», nämlich diejenige Idee, um die es noch unklar ging. Währenddessen wurden die Vorstellungen und Begriffe schärfer.

Dieses merkwürdige Verhalten, über «etwas» sprechen zu müssen, obwohl man noch nicht genau weiss, worüber, widerspricht dem bekannten Rat an Kinder, zuerst zu denken und erst dann zu sprechen. Es widerspricht auch einem auf Descartes zurückgehenden Methodenverständnis, mit Klarem (einer Definition, einer Prämisse, einer Behauptung) zu beginnen. Es widerspricht dem berühmten Kommentar des frühen Ludwig Wittgenstein, zu schweigen, wenn man nichts Klares zu sagen hat.

Gedanken brauchen Körper

Eine solche Entwicklung von Gedanken oder Ideen ist in einer Zeit, in der vor allem künstliche Intelligenz entwickelt wird, in neuer Weise relevant. Heute lernen Kinder mit digitaler Information umzugehen und schon früh sich das Wissen kompetent aus dem Internet zu holen. Um etwas, das bedeutsam, aber noch unklar erscheint, entwickeln zu können, braucht man

jedoch keinen Computer, sondern Körper, erlebte Zusammenhänge und komplexe Erfahrungen. Dass Erkenntnisfähigkeit auf intuitiven und implizit bleibenden Wissensformen beruht, demonstrierten Philosophen schulenübergreifend in den letzten 150 Jahren.

Sie zeigten dabei auch, dass selbst das alltägliche Verstehen unseres Daseins viel mehr Kenntnisse, Know-how und Hintergründe umfasst, als zu sagen nötig, aber auch möglich wäre. Kognitionswissenschaftler, die den «turn to embodiment» (die Wende zur Verkörperung) vollziehen, weisen heute auf die Rolle des Fühlens hin, das in Entscheidungen, Denkprozessen und Wortfindungen mitwirkt. Darin sind vergangene Lernsituationen kondensiert und hochdifferenziert gespeichert, nicht als Emotionen, sondern als zentrale Bestandteile menschlicher Erkenntnis- und Verstehensprozesse.

Deshalb verstummen Heisenberg und Consorten nicht, wenn dasjenige, was sie denken, schwer formulierbar ist. Sie kritzeln und skizzieren in ihre Notizbücher, sie sprechen mit Kollegen und Freunden, wenn diese gut zuhören. Was Menschen in solchen Phasen mit den Mitteln der Sprache tun, sprengt jedoch ein Verständnis von Sprache, das diese ausschliesslich als intersubjektives Kommunikationsmittel auffasst.

Ungeklärtes Denken

Wenn Sprache allein darin bestünde, Sachverhalte an andere zu vermitteln, dann müsste Person A jeweils wissen, was sie Person B vermitteln will. In Rhetorikkursen oder in der Schule kann Person A üben, wie sie dies klar und deutlich tun kann. Entwickelt man jedoch eine Idee, dann gibt es noch nichts, was schon klar zu vermitteln wäre. Dennoch sind Menschen in diesen Phasen aktive Sprach-Verwender. Sie sprechen jedoch nicht unbedingt, um *andere* über ihre Intentionen aufzuklären, sondern, wie Kleist wieder meisterlich auf den Punkt bringt: *sich selbst*.

Was Menschen in diesen Situationen üben, beherrschen sie sprachlich also noch nicht ganz. Sie werden deshalb kurzfristig wie Fremdsprachler in der eigenen Sprache. Das kann etwas Riskantes an sich haben. Es ist nicht garantiert, dass die gesuchte Formulierung gelingt. Man kann unverständlich wirken. Dieser Gefahr entgeht man im Smalltalk, auch in den eingespielten Bahnen der Fachsimpelei. Thomas Mann legt seinem Helden Hans Castorp eine entsprechende Äusserung in den Mund: «Ich schwatze da Unsinn, aber ich will lieber ein bisschen faseln und dabei etwas Schwieriges halbwegs ausdrücken, als immer nur tadellose Hergebrachtheiten von mir geben.»

Unklarheit ist der Normalfall

Castorps Bemühen, etwas Schwieriges halbwegs auszudrücken, liesse sich mit dem Gegenwartsphilosophen Harry Frankfurt als ein elementarer Akt verstehen, sich ernst zu nehmen. Frankfurt erinnert an das Selbstverständliche, dass nämlich das, was jemand denkt, fühlt oder erlebt, zunächst und zumeist alles andere als klar ist. Ständig sind Menschen damit beschäftigt, herauszufinden, was sie wirklich wollen, fühlen, denken oder anstreben.

Klarheit vorauszusetzen, entspricht einem auf Descartes zurückgehenden Verständnis psychischer Transparenz, die sich nicht erst mit der Psychoanalyse als unhaltbar erwiesen hat. Bereits Sokrates wusste mit nur wenigen Fragen hinter vermeintlichen Selbstverständlichkeiten ein Gewebe von teilweise widersprüchlichen Zusammenhängen freizulegen. Dieses Tun erschien den Athenern so gefährlich, dass sie Sokrates zum Tode verurteilten.

In unserer digitalen Zeit programmierbarer Bedeutungen und algorithmisierten Wissens ist dieses Entwickeln eine Kompetenz, deren Bedingungen mehr denn je untersuchenswert erscheinen. Zudem kann man sich in den interkulturellen Gesellschaften der Gegenwart noch weniger als zu Sokrates' Zeiten auf den funktionierenden Rahmen der Alltagssprache verlassen.

Die Langsamkeit bringt Klarheit

Zu verlangsamen und fähig zu werden, Hintergründe zu entfalten, die im Spiel sind, um etwas verstehen zu können, was noch nicht klar ist, braucht aber Zeit und Geduld – vor allem mit sich, aber auch mit anderen. Arbeitsstress, die Quantität von Informationen und konformierende Prüfungsverfahren in Ausbildungs- und Arbeitsstätten erschweren ein nachdenkliches Sich-Einlassen auf noch Unklares. Dieser typisch humane Vollzug, der zugleich typisch philosophisch ist, steht im digitalen Zeitalter deshalb unter denkbar schlechten Vorzeichen. Deshalb braucht der tastende Sprachgebrauch einen Namen. Ich schlage vor, ihn «Close Talking» zu nennen, einen Namen, den ich mit meiner Kollegin Christine Abbt *im* Close Talking entwickelte.

Statt wie im Smalltalk vorprogrammiert zu sprechen und «tadellose Hergebrachtheiten» von sich zu geben, erfordert das Close Talking, nah am Ball zu bleiben, komplexe Zusammenhänge und Probleme zu fühlen, erlebte

Situationen ins Spiel zu bringen, Paradoxien der konkreten Erfahrungen auszuhalten und auszubuchstabieren. Die Dichte und Präzision des Erlebten sprachlich so zu entfalten, dass sie unsere Kategorien erweitert und nicht von diesen reduziert wird, ist nicht Glücksache oder Sache des Talents, sondern eine Sache der Übung.

Nah am Ball bleiben

Dies verdeutlichen die philosophischen Praktiken des kürzlich verstorbenen Philosophen Eugene Gendlin oder die Übungen der Mikrophänomenologin Claire Petitmengin. Sie schulen die Fähigkeit, sich auf Komplexität einzulassen, die Zuhörbereitschaft und den Mut zur ungewohnten Formulierung. Das sind Praxisbedingungen, um am Rande des sprachlich Eingespielten den dichten Zusammenhängen und Bedeutungen gewöhnlicher Erfahrung auf die Spur zu kommen.

Philosophie, so zeigt ein solches Üben, könnte neben dem Close Reading von Texten und dem Fachgespräch der Profis einen heute mehr denn je nötigen Übungsraum für das Close Talking zur Verfügung stellen. Sie übernehme damit, wie zu Sokrates' Zeiten, eine wichtige Funktion, und zwar als Übungsraum für die alltägliche Reflexionskraft.

Dafür braucht man kein Expertenwissen, sondern zunächst Schutz vor vorschneller Kritik und Klarheitszwängen. Dann lässt sich stotternd und stammelnd versuchen, zu klären, worum es uns in unserem komplexen, multikulturellen, digitalisierten und rasend dichten Alltag jeweils geht. Ist dieses Schwierige halbwegs zum Ausdruck gebracht, entwickeln sich implizite und relevante Hintergründe weiter – mit der sinnstiftenden, denköffnenden und mitunter radikal diskursverändernden Wirkung, die damit einhergeht.

Donata Schoeller ist Dozentin für Philosophie in Koblenz und Chicago und leitet den Fortbildungsstudiengang «Wissenschaft und Weisheit» an der Universität Zürich.